

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 152. Bromberg, den 7. Juli 1929.

Der letzte Deutsche von Blatna.

Eine Erzählung aus Böhmen von Fritz Mauthner.

(19. Fortsetzung.

Elftes Kapitel.

Großer Jubel herrschte trotzdem in Blatna, als einen Tag später der Verkauf der Gegenbauerschen Zuckerfabrik allgemein bekannt wurde. Die Hausbesitzer, welche Anteilscheine der Aktien der Bauernfabrik genommen hatten, versammelten sich im Wirtshause, um den Fall des Gegners bei einem Frühtrunk zu feiern. Auch die Ackerbürger strömten herbei, und sie wie die Rübenbauern fühlten sich bereits als die Herren der Lage. Sie verstanden gar nicht, warum die geschäftlichen Leiter des Unternehmens so ernste Gesichter schnitten.

Das waren natürlich der Kaufmann und der Bauer; sie hatten den Streich mit dem gräflichen Rentamt eingeleitet, sie hatten dadurch die wohleingerichtete alte Fabrik Gegenbauers für ein Spottgeld in die Hände bekommen wollen. Ihnen fehlte es vor allem an Geld Wenn Gegenbauers Fabrik in fremden Händen blühte, dann war der Zusammenbruch des neuen Unternehmens nicht aufzuhalten. Noch ein Jahr lang brauchte es immer nur Zuschüsse, damit die Fabrik nur unter Dach und Fach kam . Gegenbauers Fabrik war in Gang und hätte für den Herbst große Einnahmen geboten. Sie witterten nun hinter dem Verkauf der Fabrik ein unlauteres Geschäft. Denn sie konnten es nicht begreifen, daß ein Mensch sich selbst vom Besitzer zum Beamten heruntersetzte, nur um einer idealen Sache eine einzelne Menschenkraft zu erhalten. Der Bauer und der Kaufmann wollten eine Aufklärung des neuen Verhältnisses abwarten und lieber die Bauarbeit stocken lassen, als durch Ausschreibung neuer Zahlungen alles ins Wanken bringen.

Ihre Klugheit jedoch konnte den Verlauf der Dinge nicht aufhalten.

Der Jubel der Bevölkerung verrauchte bald, als die Maurer und Steinbrecher für unbestimmte Zeit entlassen wurden und die ersten Feuermauern hinter den hohen Gerüsten aus ihren hohlen Fensteröffnungen menschenverlassen über die Marienkapelle hinweg nach der Gegenbauerschen Fabrik hinübersahen.

Der Zorn der arbeitslosen Leute wandte sich sofort dem deutschen Gegner zu, den man für das Unglück verantwortlich machte. Die Maurer rotteten sich vor seiner Wohnung zusammen und warfen mit Straßenkot und den letzten Mörtelresten nach der deutschen Inschrift. Die Steinbrecher kamen mit ihren langen Eisenstangen, drohten das Trutzhaus zu demolieren oder mit den übriggebliebenen Dynamitpatronen und Pulverpacken in die Luft zu sprengen. Anton trat mitten unter die tobende Menge. Er war noch immer bleich, aber die große Narbe auf seiner Stirn glühte nicht mehr blutrot, wenn er in Erregung kam.

Er schalt die Arbeiter ordentlich aus, drohte mit Militärgewalt und warnte vor jeder Ausschreitung.

„Übrigens weiß ich nicht," so schloß er, „was ihr von mir wollt. Meine eigenen Feinde sind es, die euch entlassen haben. Geht doch zu ihnen. Ich bin nur noch Direktor dieser Fabrik, ich habe mehr verloren als ihr. Doch die neuen Besitzer werden bald neue Gebäude aufführen lassen müssen und dann werden wir viele fleißige und ordentliche Maurer und Steinbrecher beschäftigen können. Raufbolde aber werden wir nach Hause schicken . Laßt euch das gesagt sein."

Wort für Wort wurde den tschechischen Arbeitern das Gesprochene von einigen Genossen übersetzt; und mit einem Hoch auf den Gegenbauer-Anton zog die Menge ab.

Sie schwankte anfangs, wohin sie sich wenden sollte. Endlich warf sie sich zum großen Entsetzen der Bürger in die Stadt, schmiß dem Kaufmann die Fenster ein, zündete in der Mitte des Rings ein paar Pfund Pulver an und sang eine tschechische Übersetzung der Marseillaise.

Sonst geschah keine Ausschreitung. Die Sprengstoffe wurden vertragen und für ein paar Kreuzer an Liebhaber verkauft, der Brauer rettete seine Fenster durch das Versprechen, den Arbeitslosen vorläufig sein Bier auf Borg zu geben; und als ein Gendarm sich blicken ließ, stob die Masse mit dem Rufe: „Die Husaren!" auseinander.

Und doch sollte der Krawall für die Stadt Blatna das Zeichen zu großen Verlusten geben. Im ersten Schrecken waren die Leiter der Bauern-Aktiengesellschaft zusammengetreten und hatten sofort beschlossen, von den Besitzern der Anteilscheine und von den Rübenbauern frisches Geld zu verlangen, damit der Bau weitergeführt würde.

Vierundzwanzig Stunden später war eine Aktie für zehn Kreuzer zu haben. Nirgends war bares Geld vorhanden. Die kleinen Leute, die sich von der Gründung goldene Berge versprachen, hatten ihren letzten Sparpfennig eingezahlt, und die Wohlhabenderen waren erst recht mit bedeutenden Beträgen verpflichtet. Von Stunde zu Stunde gingen telegraphische Hilferufe an die Prager nationalen Banken ab; aber diese wagten nicht, den Kampf mit den großen Wiener Instituten Gegenbauers aufzunehmen. So war das Schicksal nicht mehr abzuwenden: das Vermögen, das bis jetzt im Unternehmen steckte, war verloren, im ganzen Städtchen gab es kein Haus, das nicht Einbuße erlitten hätte. Svatopluk Prokop, der für ein paar Aktien seinen Obstgarten verpfändet hatte, fand das richtige Wort, als er rief:

„Blatna ist futsch! Blatna ist verkracht!"

„Und der Gegenbauer ist schuld!" hatte er hinzugefügt. Das empfanden alle Bürger ohne Ausnahme. Der letzte Deutsche von Blatna hatte die Stadt ruiniert. Und während in jedem Hause, vom Prunkzimmer des Bürgermeisters bis zur letzten Kate jenseits des Flusses,, nur Klagen laut wurden, stolzierte der letzte Deutsche oben auf dem Wolfsberge und wollte sich wohl gar aus den Taschen der Tschechen einen neuen Palast bauen lassen. Der alte dumpfe Haß gegen Anton Gegenbauer steigerte sich zu einer tollen Wut. Nicht nur die Fanatiker zitterten nach seiner Vernichtung, die ruhigsten Bürger fluchten ihm und wünschten ihm ein schlimmes Ende. Nur die Furcht vor den

Arbeitern, die sichtbarlich dem Deutschen zuneigten, hielt die Fäuste zurück.

Und in demselben Drahte, der für Blatna in Prag um Hilfe bettelte, flogen die Depeschen zwischen dem Bezirksrichter und einem Hofrat, dem er unbedingt vertrauen mußte, hin und her.

Noch war Zaboj nicht verhaftet. Der Bezirksrichter warnte vor den Gefahren eines solchen Schrittes. Aber in Wien wollte man den Sieg der Kirche mit Hilfe der Slawen, nicht den Übermut der Tschechen gegen die Kirche. Eine Nonne war verwundet worden. Ein Exempel mußte statuiert werden. Der Bezirksrichter las zwischen den Zeilen, daß er mit rücksichtsloser Kraft auftreten, dabei aber heimlich die Gefühle der Patrioten schonen müßte. Er gehorchte und brachte damit die Stimmung des verarmten Blatna aufs äußerste.

Er sprach auf einmal wieder Deutsch, während er mit gerunzelter Stirn am Arm des Bürgermeisters über den Ringplatz ging. Er drohte mit Einquartierung; beim nächsten Lärm sollten den Bürgern Soldaten in die Häuser gelegt werden, deutsche Soldaten aus der Kompagnie, der man in Wessely Wasser versagt hatte, und jetzt drohte er damit, jetzt zwei Tage vor der Wahl, die für Jahre hinaus über die Vertretung von Blatna entschied. Der Ausschuß trat nicht mehr zusammen, aber wo sich die Mitglieder auf der Straße trafen, da ballten sie die Fäuste und riefen einander zu:

„Auch das hat uns der Gegenbauer eingebrockt."

Die Untersuchung wegen der Schlacht am Josephsberge war im vollen Gange. Die Tschechen leugneten alles ab und auch unter den deutschen Bauern wollten die meisten nichts gesehen haben. Doch der Gegenbauer-Anton sagte aus, und ihm Aug' ins Auge gaben sie manches zu. Drohend stieg die Anklage gegen ein paar Dutzend Bürger über Blatna herauf und der Gegenbauer war wieder der eigentliche Ankläger.

Am Nachmittag des 30. April kam wieder eine Depesche aus Wien, und der Bezirksrichter machte sich trotz des abscheulichen Wetters mit einem Gendarm auf den Weg nach dem Dorfe. Vor der Scheune stand Svatopluk Prokop und versteckte beim Nahen der Amtspersonen eine große Blechbüchse, welche er eben beim Tageslichte geprüft hatte. Der Bezirksrichter sah, wie Zaboj hinter dem Rücken des Vaters sich bückte und sich dann in das Dunkel des Raumes zurückzog.

„Es tut mir leid, Svatopluk," rief der Bezirksrichter heftig, „ich muß Euren Sohn verhaften lassen. Bei dem Hundewetter muß ich Euretwegen hinaus! Kommt schnell mit mir ins Haus. Wenn Zaboj nicht ins Gebirge entflohen ist, so nehme ich ihn mit."

Und achselzuckend eilte der Richter ins Haus, der Gendarm folgte. Svatopluk sprach noch rasch einige Worte in die Scheune hinein, dann humpelte er den beiden nach.

Drinnen hatte Katschenka die Gerichtspersonen mit einem Angstgeschrei empfangen. Sie trug ihr dunkles Kleid, um den Kopf hatte sie ein schwarzes Tuch geschlungen, als hätte sie Trauer. Auf die Frage, wo ihr Bruder sei, antwortete sie zitternd:

„Ich weiß nicht."

Da stampfte Svatopluk über die Schwelle und sagte mit demütiger Stimme:

„Mein Zaboj wird unglücklich darüber sein, daß er sich nicht selbst verantworten kann. Aber er ist abgereist. Weiß nicht, auf wielange. Ins Gebirge."

Ohne mit der Wimper zu zucken, nahm der Bezirksrichter ein Protokoll auf. Svatopluk und Katschenka unterschrieben es, dann blieben sie allein.

Katschenka setzte sich still an das niedrige Fenster und las in ihrem Legendenbuch. Svatopluk stürzte auf seinen Krücken heftig auf und nieder. Plötzlich blieb er vor der Tochter stehen. Seine Augen waren wie von Blut unterlaufen, sein Mund höhnisch verzerrt.

„Du liebst ihn also!" schrie er Katschenka an.

„Ja," erwiderte sie leise, schloß das Buch und blickte den Vater ruhig an.

„Das freut mich!" rief Svatopluk und stürzte wieder durch die Stuben.

„Das freut mich! Das hat gerade noch gefehlt! Das macht seine Rechnung voll! Den Wolfsberg hat er verkauft, der mir gehört von Gott und Rechts wegen! Mich hat er an den Bettelstab gebracht! Und die Stadt zugrunde gerichtet! Meinen Sohn bringt er ins Zuchthaus, deinen Bruder! Und du liebst ihn! Das freut mich, das hilft der Sache ein Ende machen!"

Svatopluk blieb hart vor ihr stehen.

„Und du liebst ihn, wirst vielleicht mich anzeigen, deinen Vater?"

Katschenka antwortete nicht. Da hob Svatopluk seine Krücke über ihre Schulter und hob zum Schlage aus. Plötzlich lachte er auf.

„Wozu. Das würde mich abkühlen. Will alles lieber für ihn aufsparen."

Und er setzte sich auf die Ofenbank. Ein lautloses Schweigen folgte; um so lauter heulte der Wind, der den Regen stoßweise gegen das Fenster peitschte.

So verging eine Stunde. Plötzlich wurde die Haustür aufgerissen und gleich darauf stürzte Petr Zilbr in die Stube. Sein Vater hatte an der Bauernfabrik mehr als alle andern verloren und Petr wurde seit einigen Tagen die Angst nicht los, er werde nun arbeiten müssen, um zu leben.

Er warf den nassen Mantel ab und steckte dann eilig die Hand in die schwarze Binde.

„Das ist ein Wetter!" rief er und schüttelte sich.

„Der Gegenbauer steht ja mit dem Herrgott so gut. Der hat uns gewiß das Wetter besorgt.

„An allem Unglück ist er schuld," schrie Petr und blickte dabei Katschenka an. „Du, du hast mich ja noch gar nicht begrüßt."

„Frag' den Gegenbauer," brummte Svatopluk ingrimmig, „warum sie nichts von dir wissen will. Sie ist in ihn verliebt bis über die Ohren."

„Kruzitürken! Sag' nein oder ich zerpflück' den Kerl in der Luft!" schrie Petr außer sich.

Als ihn Katschenka jedoch keiner Antwort würdigte, wandte er sich zu ihrem Vater um und fuhr fort:

„An ihn kann man ja nicht heran, du weißt, er versteht keinen Spaß."

„Ich weiß," murmelte Svatopluk.

„Aber der Hund, der Tomek soll es büßen, noch heute nacht."

Svatopluk hatte den Kopf zurückgeworfen und stierte die Decke an.

„Das wäre schön," brummte er, „wenn morgen, am Wahltage, die verdammte deutsche Inschrift verschwunden wäre."

„Ich will's besorgen!" rief Petr.

Dann stellte er sich breitbeinig vor Katschenka hin und fuhr sie an:

„Bist du keine Patriotin mehr?"

Das Mädchen blickte stumm auf den Dorfteich hinaus, auf welchem die schweren Regentropfen ihr Spiel trieben und flüchtig grüne Blasen ereugten.

Svatopluk winkte dem jungen Mann kopfschüttelnd, er möchte fortgehen. Noch in der Tür fragte Petr zurück:

„Nicht wahr, Zaboj ist nicht verhaftet? Er ist verreist?"

Svatopluk zeigte grinsend mit dem Daumen nach hinten.

„Ja, er ist fort. Wir haben keinen Verräter in Blatna. Bisher nicht. Wenn's der Gegenbauer nicht erfährt, so tut ihm keiner was."

Svatopluk warf einen mißtrauischen Blick auf seine Tochter. Die schaute gleichmütig hinaus, wo Petr schon durch den prasselnden Regen nach Hause lief.

Es war früh dunkel geworden. Svatopluk erhob sich schwerfällig, als hätten seine eigenen Gedanken ihn müde gemacht, auf seinen Krücken und ging hinüber in die Scheune, in der es völlig finster war. Er schrak zusammen, als er plötzlich an etwas Lebendiges stieß und Zaboj mit bitterer Stimme rief:

„Besuchst du mich wirklich, Vater? Ist das aber liebreich von dir."

Svatopluk tappte nach dem Kopfe seines Sohnes, um die Haare zu streicheln.

(Fortsetzung folgt.)

Zigeuner im Kontor.

Skizze von Grete Massé.

Plötzlich stehen Zigeuner mitten im Kontor.

Niemand wußte zu sagen, wie sie herein gedrungen. Sie sind da, wie das Schicksal da ist, selbstverständlich und ungeladen. Vielleicht sind sie auch gar nicht durch die Tür gekommen, sondern durchs Fenster. Kann sie nicht der Wind, der Freund jener, die heimatlos über die Landstraßen ziehen, mit starkem Schwunge emporgehoben und über die Fensterbrüstungen gesetzt haben?

Fremdartig und wild stehen die Zigeuner zwischen Regalen und Pulten, Schreibmaschinen und Menschen, die hier Dienst tun, tagaus, tagein, die nur Zahlen kennen, Geschäft, Betrieb. Es sind drei Zigeuner. Zwei junge und ein alter, der auch noch jung ist. Ihre Schuhe sind staubig. Ihre Jacken bunt und zerschlissen. Starke, weiße Zähne werden zwischen ihren lachenden Lippen sichtbar. Biegsam sind die Körper, und den Fußgelenken sieht man es an, daß sie herrlich laufen und springen können.

Die von draußen und die Leute im Bureau schauen einander an.

In den schwarzen Augen, die mehr Mondlicht und Sonnenglanz in sich getrunken als die Augen der Städter, blitzt deutlich der Spott über Buchhalter, Bureauvorsteher, Stenotypistinnen, Lehrjungen, die Dienende einer Welt sind, von der Zigeuner nichts verstehen .

In den Augen der Bureauleute schimmerte der Schrecken, taucht die Abwehr auf gegen das Andere, Ungebundene, Ursprüngliche, das noch die Quelle kennt, wo sie entspringt, die Windungen des Flußes, die Schlucht im Gebirge, den fliegenden Sand der Steppe und das Lagerfeuer der Nomaden.

Freie und Unfreie starren einander an.

Freie und Unfreie wägen die Herzen gegeneinander ab und die Seelen.

„Zigeuner, Landstreicher, Diebsvolk!" murmeln die Bureauleute mit Stimmen, die nicht laut werden.

„Stubenatmer, Bureaukraten, Knechte von Knechten!" denken die Zigeuner.

Nur Peter, der Volontär, sieht sie mit so sehnsüchtigen Augen an, als schaue er auf schönere, glücklichere, heiterere Brüder. Er blickt sie an, die Freiesten der Freien, und in ihm schmerzt plötzlich mit aller Kraft die Wunde, die er erlitten, da man ihn zwang, der Kunst zu entsagen und sich dem Beruf des Kaufmanns zu verschreiben.

Er grüßt in ihnen das Menschenbild, das er gern gewesen wäre und das zu sein ihm der Zwang verwehrt.

Da beginnen die Zigeuner zu musizieren.

Der Alte, braun wie Bronze, mit glattem, langem, schwarzem Haar, spielt die Geige. Das Bureau ist auf einmal voll von Melodien. In seine trockene Luft steigt ein Atem, als wäre der Wald dicht vor den Mauern. Über Regale und Pulte, Kontobücher und Schreibmaschinentasten zieht der starke Duft, wie ihn die Ackerkrume hat. Es wird der Schrei des Tieres in der Wildnis laut und das Brausen des Wasserfalls, der schäumend niederstürzt. Der Wind harft in den Zweigen, und auf der Heide brennt das Lagerfeuer. Die Urahne des Stammes wirft trockene Reiser in den beizenden Rauch und murmelt dunkle Sprüche der Weisheit.

Aus dem Walde eilen Burschen und Mädchen hervor, braungebrannt, grell gekleidet und leichtfüßig wie der Wind. Sie fassen sich bei den Händen und tanzen um das Feuer. Der Schmuck der Mädchen glänzt. Die langen schwarzen Haare der Jungmänner fliegen. Sie lassen einander los. Sie tanzen mit sich selbst. Die Burschen springen, und die Sohlen ihrer Füße klatschen auf dem Boden. Die Röcke der Mädchen wirbeln. Singend tanzen sie über die Heide. Bacchantischer Zug, den wilde Melodie umklingt.

Die Geige schweigt.

Einer geht mit der Mütze umher. Hastig, wie um Unabwendliches zu erledigen, werfen Buchhalter,Bureauvorsteher und die anderen kleine Münzen hinein. Sie werden ungeduldig. Ärger steigt in ihnen hoch, Ärger darüber, daß das Zigeunerlied sie betört, daß diese frechen, schmutzigen Menschen sie glauben gemacht, Bureau wäre nicht Bureau und Zweige mit frischen Blättern dufteten dort, wo Lineal und Tintenstift liegen.

Nur das Auge Peters, des Volontärs, hat einen Schein, den es bisher nicht gehabt.

„Dank!" sagt er zu dem Zigeuner. „Ich vergesse euch nicht."

Und der Bursche nickt. Ernsthaft, verstehend. Es ist ihm klar: diese Seele riß sich beim Geigenspiel der Zigeuner aus Gebundenheit frei ins Ungebundene. — — —

Nach Wanderjahren und Hungerjahren wurde der einstige Volontär Peter ein Dichter, dessen Ruhm verkündet ward von Land zu Land.

Manchmal fragte man ihn, wie es habe geschehen können, daß er, der Nachkomme eines uralten Kaufmannsgeschlechts, aus dem Beruf der Väter ausgebrochen sei.

„Ich war ihnen schon überliefert", sagte er dann lächelnd. „Mein Leben war schon eingerichtet wie ein Kontobuch mit Soll und Haben. Meine Lungen atmeten Bureauluft. Mein Hirn war voll von Zahlen. Da kamen Zigeuner ins Kontor. Zwischen dem Bureaupersonal, bei Regal und Pult, Addiermaschine und Stenogrammblock standen primitive Menschen, und in ihren Pupillen blinkte das Unergründliche, das die Wildnis hat.

Da ward meine Sehnsucht riesengroß. Da erkannte ich, ich war von ihrem Stamme: vom Stamme der Schweifenden, die nicht seßhaft werden können, ohne betrogen zu werden um ihrer Seele Heil.

So ward ich aus einem Unfreien ein Freier. Aus einem Kaufmann ein Dichter."

Zigeuner im Kontor: das ist eine Gefahr. Das ist das herrliche, wilde, schreckliche Urelement inmitten des Bürgerlichen, der Tropfen Gift im Alltagstrank, der das Fernfieber erzeugt. Freut euch, wenn sie an euch vorbei draußen auf den Gassen dahin ziehen. Laßt sie nicht ein! Überall sitzt irgendwo eine Seele im Kerker, die zur Freiheit drängt und sich losreißt, wenn der Zigeuner vor der Pforte ihres Kerkers spielt.

Der Husar am Spieltisch.

Historische Skizze von Richard Blasius.

Der Generalmajor von Schill, der Vater des später so volkstümlich gewordenen Ferdinand, nahm an einem Balle des russischen Gesandten in Berlin teil. Auch der damals zweiundzwanzigjährige Sohn war zugegen. Die Tafel mit den mehr oder weniger langatmigen Reden war endlich vorüber, und für die Jugend kam nun der lang ersehnte Augenblick, wo man damit beginnen konnte, der Göttin des Tanzes seine Huldigung darzubringen. Auch Ferdinand gehörte zu denen, die den Beginn des Tanzes kaum erwarten konnten. Die Tochter des Gesandten war eine anerkannte Schönheit, und der junge Husar, der für Frauenschönheit sehr empfänglich war, fühlte sich so zu ihr hingezogen, daß er am liebsten die ganze Nacht hindurch mit ihr allein im Tanzschritt über das Parkett geschwebt wäre.

Damit auch das Alter zu seinem Rechte käme, hatte man ein Spielzimmer eingerichtet, in dem Bank aufgelegt wurde.

Der Tanz war im vollen Gange. Ferdinand stand mit seiner schönen Partnerin, die ihn um eine Erholungspause gebeten hatte, an einem Fenster und ließ alle Minen springen, um sich in das Herz des Mädchens zu schmeicheln. Da trat sein Vater zu dem Paare, und ohne die junge Dame weiter zu beachten, begann er in seiner kurzen, schnauzigen Soldatenart: „Höre mal, Ferdinand, da kriege ich soeben einen Wisch, der mich zwingt, für eine halbe Stunde auf die Gesellschaft zu verzichten. Der Deiwel soll ihn holen. Aber Dienst ist Dienst. Nun bin ich jedoch an einer Partie am Spieltische beteiligt. Geh' mal hin und spiele einstweilen für mich!"

Natürlich war der Sohn nicht ohne weiteres dafür zu haben. Er brachte allerlei Ausflüchte vor, aber der Vater war ein Mann von schnell entschlossener Tatkraft. Er packte den Widerspenstigen einfach am Arme, zog ihn von dem Magneten ab, der ihn fesselte, und schob ihn in das Spielzimmer. Dann verließ er die gastlichen Räume, um seine dienstlichen Obliegenheiten zu erfüllen. Im Vorraum erwischte ihn aber noch eine Ordonnanz mit der Gegenmeldung, die Angelegenheit sei bereits erledigt und die Gegen-

wart des Herrn Generalmajors erübrige sich demnach. Schnurstracks schritt der alte Schill in das Spielzimmer zurück, den jungen abzulösen. Doch kein Ferdinand saß am Tische. Die Zornesfalte auf der Stirn des alten Haudegens schwoll ob dieser Insubordination gewaltig an. Er lief in den Tanzsaal. Natürlich, da stand der Rebell noch immer am Fenster bei der Tochter des Hauses und schien in der Unterhaltung mit ihr alles andere vergessen zu haben. Der Alte warf ihm aus der Ferne einen Wutblick als Vorschuß zu und stürmte auf das Paar los.

Ohne seine Stimme auch nur im geringsten zu dämpfen, polterte er: „Was ist das? Habe ich dir nicht befohlen, meinen Posten am Spieltisch zu beziehen?"

„Aber gewiß, Vater."

„Und hier stehst du? Das ist Rebellion und Empörung. Soll ich dir die Kriegsartikel zu Gemüte führen?"

Der junge Schill blieb ganz gelassen.

„Aber Vater, erstens stehen wir hier ja nicht vor dem Feinde, und zweitens bin ich ja auch deinem Befehle mit größter Pünktlichkeit nachgekommen."

„Was, bist du von Sinnen? Ist das der Spieltisch?"

„Ich war dort, aber dein Spiel ist bereits beendet."

„Mach' das einem andern weiß!" Der graue Schnurrbart des Alten zitterte wütend.

„Es ist die Wahrheit. Sieh mal, Vater, die Sache war so. Ich hatte bereits zum nächsten Kontretanze engagiert, als mir dein Befehl sehr ungelegen dazwischen kam. Aber na ja, ich mußte Ordre parieren, und ich tat es auch. Doch möglichst kurz mußte die Sache gemacht werden. Da habe ich einfach Vabanque gespielt und . . ."

Er zögerte mit listigem Lächeln.

„Und . . . und?" stieß der Generalmajor atemlos vor Schreck hervor.

„Und ich habe die Bank gesprengt", fuhr der junge Offizier gleichgültig fort. „Das Geld habe ich einstweilen deinem Freunde, dem Major Hatzfeld, übergeben."

Die Musik setzte zum nächsten Kontretanze ein.

„Entschuldige jetzt, Vater!" Und an der Seite seiner Herzensdame schwebte Ferdinand auf das Parkett.




Bunte Chronik

*** Der billige Ochsentransport.** Zwei Newyorker Eisenbahngesellschaften, die „Erie" und die „Zentrale", führten vor Jahren einen heftigen Tarifkampf gegeneinander. Die eine gehörte den J. Gould, die andere Vanderbilt. Beide Gesellschaften suchten vor allem die Viehtransporte von Kanada nach Newyork an sich zu reißen. Vanderbilt unterbot den erst mit der Konkurrenz vereinbarten Preis von 100 Dollar für die Wagenladung mit 90, Gould ging auf 75, Vanderbilt auf 50 Dollar. Bei 15 Dollar gab sich Gould geschlagen. Vanderbilt machte das ganze Viehgeschäft, aber verdiente nichts dabei, sondern setzte im Gegenteil zu. Was er zubutterte, floß aber in die Taschen Goulds, der auf den klugen Einfall gekommen war, selbst das Vieh an der kanadischen Grenze aufzukaufen, um es spottbillig durch die Konkurrenz nach Newyork schaffen zu lassen. Spät erst kam Vanderbilt dahinter, daß er bei diesem Ochsenhandel selbst den größten gespielt hatte.

*** Eine zoologische Seltsamkeit** berichtet der Weltreisende Hermann Norden in seinem neuen interessanten Buch „Persien, wie es ist und war", das kürzlich bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienen ist. Wir möchten sie unseren Lesern nicht vorenthalten, zeugt sie doch ergötzlich davon, daß auch die Natur Sinn für Humor hat. Nordens Karawane war auf dem Marsche nach Ghadirabad einer persischen Stadt, als plötzlich einer seiner Leute mit fliegenden Rockschößen auf einen verschneiten Paß zustürzte. „Er ist hinter Rebhühnern her", erklärte ein anderer Perser. „Aber er hat doch kein Gewehr?" — „Das macht nichts, sie stecken die Köpfe in den Schnee und man braucht sie nur — — aufzulesen." Norden kann es sich also zur Ehre anrechnen, den Europäern den wirklichen dummen Vogel Strauß geschenkt zu haben, denn dieser ist in Wahrheit viel zu schlau, als daß er auf den absurden Gedanken verfiele, den Kopf im Sand zu bergen, wenn er verfolgt wird.

*** Sind die Männer eitler geworden?** Vor einiger Zeit wandten sich amerikanische Blätter mit der Anfrage an ihre Leser, ob in den Vereinigten Staaten die Männer eitler als die Frauen seien. Auf Grund dieser Umfrage veröffentlichte die Vereinigung der Friseure und Parfümeriehändler eine Statistik, aus deren Ziffern die überraschende Tatsache hervorgeht, daß in den Vereinigten Staaten eine halbe Million Männer regelmäßig Schönheitsmittel gebraucht, und daß die männlichen Kunden der amerikanischen Firmen der pharmazeutischen und kosmetischen Branche nicht weniger als 750 Millionen Dollar für ihre Verschönerung ausgegeben haben. Die veröffentlichten Berichte des Friseurverbandes besagen ferner, daß es in den großen Städten der Vereinigten Staaten für eine große Zahl junger und alter Kunden eine feststehende Gewohnheit geworden ist, sich nach dem Vorbilde der Damen ihre Haare ondulieren zu lassen, und daß die Zahl der alten Herren, die sich ihre Runzeln durch tägliche Massage entfernen lassen, ebenfalls sehr groß ist.

*** Fernkurse einer Verbrecherschule.** Auf brieflichem Wege kann man heute alles lernen und jede gewünschte Examenreife, ja, sogar den Doktorgrad erreichen. Sie versichern uns wenigstens die Leute, die aus dieser Möglichkeit ein Geschäft gemacht haben. Das Neueste und Originellste auf diesem Gebiete und daher „Made in Amerika", ist aber eine Verbrecherschule durch Briefe. In Chaleroi in Pennsylvanien hat die Polizei ein solches Institut entdeckt. Die Direktion des Institutes arbeitete anscheinend streng sachlich und durchaus wissenschaftlich. Da gab es besondere Kurse für einfachen Diebstahl, für Diebstahl mit Hindernissen und Gewaltanwendung, für Bankeinbrüche usw. Jeder Kursus dauerte mindestens sechs Monate; jeder Kandidat hatte am Schluß eine Prüfung abzulegen und erhielt ein Diplom. Dieses Diplom als überflüssige Nachahmung bürgerlicher Einrichtungen wurde der Schule zum Verhängnis. Bei zwei verhafteten schweren Jungens wurden nämlich solche Diplome gefunden. Nun fiel es der Polizei nicht mehr schwere, die Schule auszuheben. Ein „Schüler" wurde verhaftet, als er eben mit Revolvern, Gummihandschuhen, Brecheisen und anderem notwendigen Material ausgerüstet, unterwegs war, nach bestandenem theoretischen Examen seine „praktische Prüfungsarbeit" zu erledigen. Der Leiter des Instituts soll übrigens früher Polizeibeamter gewesen sein!

*** Das höchste Gebäude Südamerikas.** In der brasilianischen Stadt Sao Paulo ist jetzt das höchste und größte Gebäude Südamerikas, das 26stöckige Martinelli-Haus, fertiggestellt worden. Der Bau nimmt einen ganzen Stadtblock ein und enthält 2000 Räume; er umfaßt ein Hotel mit 350 Zimmern, ein Theater und mehrere hundert Bureauräume. Die Kosten des Baues betrugen 5 Millionen Dollar. Über dem höchsten Stockwerk befindet sich die „Sommerwohnung des Wolkenkratzer-Eigentümers, des „Commendatore" Martinelli, der als junger Mensch arm aus Italien eingewandert war und jetzt zu den mächtigsten und reichsten Geschäftsleuten Brasiliens gehört. Sao Paulo selbst, die reichste Stadt Brasiliens, ist kürzlich in die Reihe der Millionenstädte aufgerückt.

Lustige Rundschau

*** Der Grund.** „Mensch, Justav! Was tust du bloß, daß du immer dicker wirst?" — „Nischt!"

*

*** Lustbarkeitssteuer.** Richter: "Sie haben Ihre Frau geschlagen, das kostet Sie jetzt fünfzig Mark." — Meyer: "Ist das nun die Strafe oder schon die Lustbarkeitssteuer?"

*

*** Begründung.** Auf dem Wohnungsamt begründet ein Einwohner die Dringlichkeit seines Wohnungsgesuchs mit einer Zuschrift folgenden Inhalts: „Ich muß meine Stube noch mit meiner Schwiegermutter teilen, was direkt lebensgefährlich ist."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.